

## Werk

**Titel:** Zu Goethe's Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller

**Autor:** Düntzer, Heinrich

**Ort:** Frankfurt a. M.

**Jahr:** 1881

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463\\_0002|log15](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0002|log15)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)



### 3. ZU GOETHE'S BERICHT ÜBER SEINE ANKNÜPFUNG MIT SCHILLER.

VON

HEINRICH DÜNTZER.

**H**eute lesen wir Goethe's eigene Erzählung, wie sein Verhältniss zu Schiller sich angesponnen, unter dem betreffenden Jahre der »Annalen« (1794); ursprünglich stand sie im ersten, 1817 erschienenen Hefte »Zur Morphologie«. Dort findet sich ein zweiter Abdruck der Schrift »Die Metamorphose der Pflanzen«; vorher geht eine Darstellung der Entstehung derselben, den Schluss bildet die Geschichte des »Verfolges« in vier Abschnitten: »Schicksal der Handschrift, Schicksal der Druckschrift, Entdeckung eines trefflichen Vorgängers, Glückliches Ereigniss«. In dem letzteren berichtet Goethe, wie seine Lehre von der Metamorphose zu einem der höchsten Verhältnisse Anlass gegeben, die ihm das Glück in spätern Jahren bereitet, zu der Verbindung mit Schiller. Vor seinem Tode bestimmte er, dieser Bericht solle in der nächsten Ausgabe der »Annalen« unter dem Jahre 1794 mit einem von ihm entworfenen oder gebilligten veränderten Uebergange ein-

gefügt werden; denn dass die Einschreibungen in die »Annalen« und in die »Italienische Reise«, welche wir in den nach Goethe's Tod erschienenen Ausgaben lesen, von den Herausgebern Riemer und Eckermann willkürlich gemacht seien, ist mehr als unwahrscheinlich; es lagen eben, wahrscheinlich nur mündliche, Bestimmungen des Dichters vor, der über die spätern Ausgaben seiner Werke sich mit den Herausgebern verständigt hatte, wie wir dies in Bezug auf die »Wanderjahre« bestimmt wissen.

Schon sieben Jahre vor jenem Berichte hatte Goethe in der »Confession« am Ende des dritten, geschichtlichen Theiles »Zur Farbenlehre« seines vor fünf Jahren geschiedenen »unvergesslichen« Freundes gedacht. Unter denjenigen, die ihn bei seinen optischen Bestrebungen durch Neigung und Zutrauen gefördert, hatte er Schiller nicht erwähnt, (wie er auch Herders und Knebels nicht gedacht, da er nur Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte anführte), doch wollte er nicht schliessen, ohne sich des Vorwurfes, den er sich selbst darüber mache, zu entledigen. »Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, das ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken Abbruch zu thun«, bemerkt er. »Nun will ich aber doch, in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, aufs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit eigenen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren<sup>1</sup>. Durch die grosse Natürlichkeit

---

<sup>1</sup> Schon bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar im September 1794 hatte Goethe ihn mit seinen Einwendungen gegen Newton bekannt gemacht, die ihm »sehr befriedigend« schienen. Eine der vielen gangbaren irrigen Meinungen ist es, Schiller habe an die Richtigkeit von Goethe's Farbenlehre nicht geglaubt. Im Jahre 1800 schrieb er, seine Entdeckungen in der Optik werde man erst in späterer

seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflektirende Kraft vorwärts zu eilen und riss mich gleichsam an das Ziel, wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, dass mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen ver gönnt sein möge«. Diese Worte waren geschrieben und gedruckt, ehe die Weimarische Bühne am 10. Mai das Andenken des vor fünf Jahren Hingeschiedenen durch Schillers »Glocke« mit dem vermehrten »Epilog« und Scenen aus verschiedenen seiner Dramen feierte. Sechs Tage später begab sich Goethe nach Karlsbad, wo Körner ihm den Wunsch äusserte, dass er sich an der Gesamtausgabe Schillers betheilige oder wenigstens eine Charakteristik Schillers als Schriftsteller dazu liefere. Er lehnte auch letzteres ab, weil dieses ihn zu weit führen und zu viel Zeit kosten würde, die er jetzt zu mehreren angestregten Arbeiten nöthig habe. Seine eigene Lebensbeschreibung, die er bis zur Uebersiedlung nach Weimar zu führen gedachte, hatte er damals in Aussicht genommen, vorab wollte er noch die »Wanderjahre« fördern. So kam er denn nicht zur Darstellung seines Verhältnisses zu Schiller. Erst als er die Geschichte seiner »Metamorphose der Pflanzen« schrieb, drängte es ihn, auch des Gespräches zu gedenken, das er über diese ihm ans Herz gewachsene Entdeckung einst mit Schiller geführt und als eine Vermittlung seiner segensreichen Verbindung mit diesem, somit als ein »glückliches Ereigniss«, betrachtete. Er stützte sich dabei nicht auf seine Tagebücher

---

Zeit ganz würdigen, das Falsche der Newton'schen Farbentheorie habe er bis zur Evidenz erwiesen. Zur »vergnüglichen Belehrung« vgl. Urlichs »Charlotte« II., 235. Noch mit seinem letzten Briefe (999) sandte Goethe ihm den Versuch einer Geschichte der Farbenlehre zur Durchsicht.

(wir wissen nicht einmal bestimmt, ob solche gerade aus jenem Jahre, welches seinem Leben einen neuen geistigen Frühling brachte, vorhanden sind); auch die in seinen Händen befindlichen Briefe Schillers wurden nicht benutzt; er folgte einer mehr als zwanzig Jahre alten Erinnerung und schloss sich in der Darstellung seinem besonderen Zwecke an. Auf die Unzuverlässigkeit des Berichtes habe ich schon in meiner Schrift »Schiller und Goethe« (1859) hingewiesen, aber noch immer legt man demselben eine geschichtliche Zuverlässigkeit bei, die ihm durchaus abgeht.

Der Bericht beginnt mit der Rückkunft aus Italien. Dort habe er sich um das, was mittlerweile in Deutschland auf dem Gebiete der Dichtung zu Tage getreten, nicht gekümmert, um so unangenehm aber sich betroffen gefühlt, als er hier neuere und ältere Werke, die ihn äusserst angewidert, in der entschiedensten Gunst gefunden, von denen er nur Heinses »Ardinghello« und Schillers »Räuber« nennt. Aber die »Räuber« hatten schon mehrere Jahre vor seiner Reise nach Italien Alt und Jung hingerissen und auch auf Bellomo's Bühne in Weimar bedeutendsten Beifall nicht blos von den Jenaischen Studenten, deren Leibstück sie waren, eingeerntet. Die Kunstansichten in Heinse's 1787 erschienenem, von üppiger Sinnlichkeit durchzogenem »Ardinghello« konnten ihn freilich verstimmen, obgleich diesen mehr der sinnliche Reiz zu einem Lieblingsbuche machte als die schwärmerische Auffassung der Kunst; aber das im Vaterland durch jene »wunderlichen Ausgeburten« erregte »Rumoren« erschreckte ihn doch nicht so, dass er, wie er sagt, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen glaubte, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet, ihm beseitigt und gelähmt geschienen. Schon in Italien hatte er mit Bedauern empfunden, dass »Iphigenie« und »Egmont« nicht den erwarteten Beifall, nicht einmal bei den Freunden fanden, ja die grosse Wirkung, welche

er von dem letzteren Drama auf der Bühne sich versprochen, blieb ganz aus, aber dadurch liess er sich doch so wenig in seiner Dichtung irre machen, dass er sich mit ganzer Seele dem mit unendlicher Feinheit und reinstem Kunstgefühl ausgeführten »Tasso« hingab, und an der gewonnenen Kunstanschauung hielt er trotz Heinse's und der jungen Deutschen Künstler entschieden fest: er spürte den Kunstidealen der Alten nach; mit seinem Römischen Freunde Meyer versenkte er sich im Gegensatz zu dem »lebenden Geschlecht« in die Anschauungen und Grundsätze der alten Meister, ja es zog ihn unwiderstehlich nach Italien zurück, wo er sich zum Künstler herangebildet hatte. Besonders auffallend ist die weitere Aeusserung: »Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen«. Wie ganz einstimmig Meyer, der sich um Dichtung wenig kümmerte, sich in Bezug auf Kunst mit ihm fand, beweisen die Italienische Reise und die aus Weimar an ihn geschriebenen Briefe; war dieser ja sein eigentlicher Lehrer und Meister, der ihn in die Anschauung der hohen Kunstwerke eingeführt hatte. Moritz war durchaus von Goethe's Geist erfüllt, er hielt ihn für den grössten Dichter, alle seine Werke für klassisch; insonderheit war er gegen Schiller eingenommen, dessen »Kabale und Liebe« ihm verhasst war. Freilich wurden Tischbein und Bury von Goethe's »Iphigenie« nicht so entzückt, wie er gehofft, sie hatten etwas Stürmischeres, Leidenschaftlicheres, etwas Götzisches erwartet, aber sie standen deshalb nicht auf der Seite des Rohen, Wilden; waren sie ja vielmehr vom Geiste höchster Kunst angeweht. Und Schiller selbst hatte den Sturm und Drang längst hinter sich, wie sein »Karlos« zeigte, dessen Goethe in einer Weise gedenkt, als sei er erst nach seiner Rückkehr

erschieden, und einfach mit den Worten abthut, dieser sei nicht geeignet gewesen, ihn Schiller näher zu führen. War auch die im »Karlos« wehende Freiheit nicht in Goethe's Sinne, so zeigte doch die Dichtung den lebendigen Entwicklungstrieb zu reinerer Gestaltung, das Streben nach idealer Kunst. Auch hatte Schiller sich damals fast ganz der Geschichte zugewandt. Weiter trifft die Behauptung nicht zu, Moritz habe sich mit ihm leidenschaftlich in diesen Gesinnungen bestärkt, dass man auf die Betrachtung der bildenden Kunst, auf die Ausübung der Dichtkunst, wenn es möglich wäre, verzichten müsse, weil man jene Produktionen von genialem Werth und wilder Poesie nicht überbieten könne. Lust und Muth wurden durch die Anwesenheit des Römischen Freundes mächtig in ihm gehoben, so dass er während derselben »Tasso« zu vollenden hoffte. Die höhere Ansicht von Kunst, die Moritz im Weimarischen Kreise, besonders unter den Damen, mit Glück zu verbreiten suchte, und die schwärmerische Verehrung, die er gerade für Goethe überall zeigte, mussten erhebend wirken.

»Ich vermied Schillern«, heisst es weiter, »der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte«. Schillers Wohnung war im Hause Frauenthorstrasse 21, neben dem an der Ecke der Strasse gelegenen Gasthofe zum weissen Schwan, fast Goethe gegenüber. Hier ist sein erstes freundliches Zusammentreffen mit Schiller zu Rudolstadt am 7. September 1788, dem gegenseitige Grüsse vorhergegangen, ganz vergessen, ebenso die Wirkung seiner »Götter Griechenlands« und die Schiller'sche Beurtheilung seines »Egmont«, dessen Verfasser ihm freilich nicht gleich bekannt wurde; ja sein Antheil an Schillers Berufung nach Jena und dessen Besuch, der freilich keine weitere Annäherung von Goethe's Seite veranlassen konnte, bleiben unerwähnt. Statt dessen hören wir nach der schon erwähnten flüchtigen Bemerkung über »Karlos«: »Alle Versuche von Personen,

die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort«. Wir kennen jetzt Schillers Beziehungen zu der Lengefeld'schen Familie, zu Frau von Stein, zu Frau von Kalb und Voigt, an die man allein denken könnte, so genau, dass wir solche Versuche, eine nähere Verbindung bei Goethe zu veranlassen, mit einziger Ausnahme des Besuches in Rudolstadt, leugnen müssen, am wenigsten kann von irgend einer *Verhandlung* darüber die Rede sein.

Das »Nebeneinanderleben« beider Dichter in Weimar dauerte von Mitte November 1788 bis Anfang Mai 1789. Zu einer näheren Verbindung konnte es um so weniger kommen, als Goethe in seinen »Tasso« und das Glück seiner Liebe versenkt, zugleich vom Grolle der Frau von Stein und aller auf ihrer Seite stehenden Damen Weimars bedrängt, Schiller von seinen schriftstellerischen Arbeiten und den Vorbereitungen zu seiner Professur sehr in Anspruch genommen war. In die Weimarerische Zeit versetzt Goethe auch Schillers Abhandlung »über Anmuth und Würde«, wenn er unmittelbar darauf bemerkt, auch diese sei kein Mittel gewesen, ihn zu versöhnen. Sie erschien erst im Sommer 1793, als Goethe sich an den Rhein begeben hatte. Auch die sonstigen Aeusserungen darüber treffen nicht zu. Freilich ist es richtig, dass Schiller die Kantische Philosophie mit Freuden in sich aufgenommen, aber die Wirkung auf ihn wird höchst ungenau dadurch bezeichnet, dass sie das Ausserordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, entwickelt habe; geradezu verfehlt ist die Behauptung, er sei, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, undankbar gegen die grosse Mutter gewesen, die ihn gewiss nicht stiefmütterlich behandelt habe. In der genannten Abhandlung ging Schiller darin über Kant hinaus, dass er dessen sogenannten kategorischen Imperativ als eine Erniedrigung der Menschheit verwarf, dagegen als Tugend die

erlangte innige Uebereinstimmung zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung bezeichnete. Von der Mutter Natur ist in Schillers Abhandlung nur insofern die Rede, als diese nicht bloß die Anlage, sondern auch das Streben nach Entwicklung dem Menschen verliehen, und wenn er auch den sinnlichen Naturtrieb zuweilen im Gegensatze zur Vernunft als »Natur« bezeichnet, so spricht er doch auch von diesen als den »beiden Naturen«, ja als Quelle der Liebe nennt er die »göttliche Natur«; beide sich widerstrebenden Kräfte sind ihm Gaben der Natur. Ganz ungerechtfertigt erscheint der Vorwurf, Schiller habe dort die Natur, anstatt selbstständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten genommen; denn er wollte ja in dieser Abhandlung nur die Begriffe von Anmuth und Würde aus dem gegenseitigen Verhalten beider Naturen, der sinnlichen und sittlichen, bestimmen. »Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten«, fährt er fort; »sie zeigten mein Glaubensbekenntniss in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener«. Man hat nach diesen *harten Stellen* gesucht. Riemer, der gerade zur Zeit als Goethe dieses schrieb, ihm nicht so nahe zur Seite stand, dass er gewusst hätte, was damit gemeint sei, vermuthet, es habe die Aeusserung einer Anmerkung vorgeschwebt: »Ich bemerke beiläufig, dass etwa Aehnliches zuweilen mit dem *Genie* vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge wie in seinen Wirkungen mit der architektonischen Schönheit vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jene ein blosses *Naturerzeugniss*, und, nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen

ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide *Günstlinge der Natur* werden, bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinausliegen«. Auch Palleske bleibt dabei stehen, während Boxberger auch den Schluss der Anmerkung hereinzieht, der darauf hinweist, dass bei einzelnen Dichtergenien das ganze Talent die Jugend sei, sie später, wie jedes andere Naturprodukt, der Materie anheim fallen, als ganz gewöhnliche Lichter, wo nicht gar als noch etwas weniger erscheinen; denn die poetisirende Einbildungskraft sinke zuweilen ganz zu dem Stoffe zurück, aus dem sie sich loswickelt, und verschmähe es nicht, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht mehr recht gelingen wolle, der Natur bei einem andern, solidern Bildungswerk zu dienen. Musste auch besonders die letztere Aeusserung Goethe unangenehm berühren, da sie vom Genie in einer unwürdigen Weise sprach, die nur auf das sogenannte Genie passt, nichts konnte ihm ferner liegen als der Verdacht, Schiller habe, nach den grossartigen Dichtungen, die er als Vierzigjähriger in »Egmont« und »Tasso« geliefert, und bei seinen unablässig auf die Natur und Kunst gerichteten Bestrebungen, ihn unter den so verächtlich bezeichneten verkommenen Genies gemeint. Und was die Hauptsache, die »gewissen harten Stellen« müssen seine »Undankbarkeit gegen die grosse Mutter« beweisen, auf die »gute Mutter« müssen sich »jene harten Ausdrücke« beziehen, die ihm, wie es sechzehn Seiten später in demselben Hefte »Zur Morphologie« heisst, den Aufsatz »über Anmuth und Würde« so verhasst gemacht hatten. Sein »Glaubensbekenntniss«, welches diese Stellen »in einem falschen Lichte gezeigt«,

muss seine Verehrung der überall gesetzlich zu Werke gehenden Natur, es muss derselbe Gegensatz gemeint sein, den er an der angeführten Stelle mit den Worten bezeichnet: »Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen«. Wer noch daran zweifeln könnte, beachte die weitere Erzählung unseres Berichtes: bei Schillers Aeussereung über seine symbolische Pflanze: »Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee«, sei ihm die Behauptung aus »Anmuth und Würde« wieder eingefallen, der alte Groll habe sich wieder regen wollen. Also keine Aeussereung über das Genie kann bei jenen »harten Stellen« vorgeschwebt haben, sondern nur Verachtung der Natur gegenüber der Freiheit. Weil aber eine solche sich in der Abhandlung nicht findet, so muss Goethe hier durch sein Gedächtniss getäuscht worden sein, da er wahrscheinlich kurz vor der Abfassung des Berichtes, um sich mit Schillers damaliger Ansicht bekannt zu machen, jene Abhandlung flüchtig gelesen hatte. Dass er sie gleich beim Erscheinen in der »Thalia« gefunden habe und dadurch gegen Schiller verstimmt worden sei, ist nicht wahrscheinlich, da er zu jener Zeit von Weimar fern und in seine Farbenlehre vertieft war; möglich wäre es freilich, dass sie ihm in der besondern Ausgabe zugekommen wäre, in welcher Schiller sie Dalberg mit dem etwas seltsamen Milton'schen Worte: »Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst«, gewidmet hatte. Jedenfalls hatte Goethe damals der Schiller'schen Aesthetik keine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; sonst hätte er diesen unmöglich im Briefe vom 27. August 1794 bitten können, ihn mit dem Gange seines Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu machen. So war ihm denn auch die »Fortgesetzte Entwicklung des Tragischen« in einem Hefte der »Thalia« neu, welches Schiller ihm wegen Körners darin enthaltener Ideen über Deklamation gesandt hatte. Freilich, wäre Falk zu trauen,

so würde Goethe Schillers Arbeiten genau verfolgt haben; aber es ist völlig unglaublich, dass der aus gutem Grunde gegen Besuche so zurückhaltende, ja, wie man finden wollte, steife und kalte Goethe gegen einen wildfremden zweiundzwanzigjährigen Studenten, der an ihn nicht einmal empfohlen war, so eingehend, besonders über den als sein Nebenbuhler geltenden Dichter, den er zum Professor der Geschichte empfohlen hatte, sich ausgelassen haben sollte, wie Johann Daniel Falk es im Juli 1792 seinen Bruder David weis machen will<sup>1</sup>. Er lässt gar Goethe eine acht Zeilen lange Stelle aus Schillers »Geisterseher« anführen, von welcher nur die erste darin steht. Goethe würde wohl eher von dem traurigen Leiden Schillers, den Falk selbst in Jena gesehen hatte, und von seinen geschichtlichen Arbeiten als von den längstgeschriebenen Dramen und den vor vier Jahren erschienenen Briefen über »Karlos« gesprochen haben, an denen man die Schweisstropfen hängen sehe. Goethe soll sich so weit vergessen haben, sich darüber zu ergehen, dass Schiller nur mit unsäglicher Anstrengung arbeite, seiner Seltsamkeit zu gedenken, dass er sich oft acht Tage lang in Weimar vor aller Welt verschlossen und vor seinem Studirpult bis Abends acht Uhr gestanden, ohne sein Mittagessen zu berühren. Hätte auch der Klatsch etwas der Art Goethe zugebracht, unmöglich konnte er das junge Studentenblut mit solchen Kostbarkeiten regaliren. Falk erkannte Goethe's Charakter so wenig, wie er seine Augen gut sah, die er für schwarz erklärt. Man vergleiche nur die Schilderung des Besuches, den der gut empfohlene, von seinem Oheim begleitete David Veit acht Monate später bei Goethe machte<sup>2</sup>, um sich zu überzeugen, dass

<sup>1</sup> Weimarisches Jahrbuch VI. 1 ff., wo der Brief irrig in den December 1794 gesetzt wird.

<sup>2</sup> Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit I, 1 ff.

Falk nur geflunkert hat, ja man möchte fast glauben, er sei gar nicht bei Goethe gewesen. Was er von diesem erzählt, könnte er leicht sonsther erfahren haben, auch das Gerede über Schiller.

Doch kehren wir zu Goethe's Bericht zurück. Dieser setzt Dalbergs Zureden vor die Uebersiedlung nach Jena. Dalberg kam erst ein halbes Jahr nach Schillers Antritt seiner Professur von Mainz nach Erfurt zurück, wo Karoline von Beulwitz ihm Schiller empfahl; im December 1789 sprach er Schiller in Jena, und wenn er mit Goethe über ihn redete, so geschah es blos mit Bezug auf die Verleihung eines Gehaltes, das wegen der bevorstehenden Heirat, von der auch Goethe wusste, gewünscht wurde. Dalberg war weit entfernt, ein Freundschaftsbündniss zwischen dem Jenaer Professor und dem Weimarer Minister zu betreiben, wonach es auch eine Verschiebung der Sache ist, wenn Goethe sagt, dieses milde Zureden sei fruchtlos geblieben, da die Gründe, die er jeder Vereinigung entgegengesetzt, schwer zu widerlegen gewesen. Mit dem Gedanken, dass trotz ihrer Grundverschiedenheit doch ein Bezug unter ihnen stattgefunden, macht Goethe den Uebergang zu dem Umzug nach Jena, wo sie sich eben so wenig wie in Weimar gesehen, was wieder nicht richtig ist.

Wir wissen, dass Goethe, der sich vor kurzem mit Schillers Freund Körner in Dresden unterhalten hatte, am 31. Oktober 1790 ihn mit dem auch Schiller und dessen Gattin bekannten Maler Lips besuchte. Schiller fand, wie er an Körner berichtete, Goethe's ganze Philosophie subjektiv, seine Vorstellungsart zu sinnlich; sie betastete ihm zu viel, holte zu viel aus der Sinnenwelt, wo er aus der Seele hole. Das Gespräch, bei dem viel von Körner die Rede war, führte auf Kant, dessen Lehre Schiller nur im allgemeinen kannte, doch war es ihm dabei anziehend, wie Goethe alles in seine eigene Manier kleide und über-

raschend das Gelesene wiedergebe. Auffällt die Bemerkung, es fehle Goethe ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen, was auf eine gewisse Zurückhaltung deutet. Damals war eben seine Schrift über die Metamorphose der Pflanzen erschienen, mit der er, wie warm sie ihm auch am Herzen lag, wie unumstösslich seine Ansicht ihm schien, wenig Glück unter seinen Freunden machte, ja selbst so naturkundige, ihm innig ergebene Männer wie Batsch legten darauf wenig Werth. Wenn Goethe von einem Gespräch über diese die erste Verbindung mit Schiller herleitet, so kann jenes selbst, das gerade die Erwähnung im morphologischen Hefte veranlasst, unmöglich auf bloßer Einbildung beruhen; nur die Zeitbestimmung geht irre: »Zu gleicher Zeit [wo Schiller nach Jena zog] hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet«. Die naturforschende Gesellschaft gründete der äusserst thätige und freisinnige Batsch am 14. Juli 1793 (es war der Jahrestag der Stürmung der Bastille); Goethe, Schiller und Wieland wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt. Der erstere befand sich gerade vor dem von den Verbündeten belagerten Mainz, Schiller rüstete sich zur Abreise nach Schwaben. Die Sammlungen und der Apparat waren eben nicht sehr bedeutend. Batsch, der diese zusammengebracht, war die Seele der Gesellschaft, die Liebe zur Naturwissenschaft verbreiten und einen Mittelpunkt der zerstreuten Bestrebungen der Jenaer und Weimarer Naturfreunde bilden sollte. Monatlich fand eine Sitzung in einem Zimmer des Schlosses statt, in welcher der Direktor den anwesenden Genossen mittheilte, was im Laufe des Monats ihm Merkwürdiges zugekommen, freundschaftlich besprochen, eingeliefert oder schriftlich verhandelt worden; jede sonstige Vorlesung oder Unterhaltung war ausgeschlossen. Nun erzählt unser Bericht, als Schiller

und Goethe zu gleicher Zeit aus der Sitzung herausgekommen, habe sich ein Gespräch zwischen ihnen angeknüpft, das Goethe in Schillers Wohnung gelockt, wo denn die Metamorphose zur Sprache gekommen. Dies müsste vor dem 13. Juni 1794 geschehen sein, an welchem Tage Schiller das Einladungsschreiben zu den »Horen« an Goethe richtete; Schillers Rückkehr aus Schwaben war am 15. Mai erfolgt. Nun aber ist eine Anwesenheit Goethe's in Jena während der dazwischen liegenden vier Wochen gar nicht anzunehmen. Gleich nach seiner Ankunft hatte Fichte, der kurz vor Schiller eintraf, Goethe in Weimar besucht, der ihn freundlichst aufnahm. Wäre Goethe gleich darauf nach Jena gekommen, so würde er ohne Zweifel den für ihn so anziehenden neuen Philosophen besucht haben, was in den Briefen an seine Gattin erwähnt sein müsste; dies ist aber nicht der Fall. Hätte eine Zusammenkunft zwischen beiden Dichtern um diese Zeit stattgefunden, so könnte sie in Goethe's Brief an Meyer vom 7. Juni und in dem zweiten, den Schiller nach seiner Rückkunft, den 12., an Körner schrieb, nicht übergangen sein. Zu diesen entscheidenden Gründen kommt, dass Schillers Einladung zu den »Horen« und Goethe's Antwort jeden Gedanken an ein kurz vorangegangenes persönliches Zusammentreffen ausschliessen. Ja, hätte wirklich Ende Mai oder Anfangs Juni ein solches Gespräch stattgefunden, so hätte Schiller irgend eine Beziehung auf die Unternehmung der »Horen«, die ihm nach Ausweis des Briefes an Cotta vom 19. Mai schon damals im Sinne lag, gegen Goethe nicht unterlassen, ja er hätte seine Ansicht sich darüber erbitten müssen, was nach der Fassung des Einladungsbriefes nicht geschehen sein kann. Auch findet sich in den Briefen an Cotta vom 4. und 14. Juni nicht die entfernteste Beziehung auf eine schon erfolgte freundliche Zusammenkunft mit Goethe, auf die er die Hoffnung seines Beitrittes hätte gründen

können; er gedenkt nur der Sendung von Brief und Avertissement an diesen, wie an Kant, Klopstock, Herder. Kann hiernach zwischen Schillers Rückkehr und seinem Einladungsbriefe an Goethe keine persönliche Zusammenkunft stattgefunden haben, so muss jenes Gespräch über die Metamorphose früher fallen; denn dass die Erzählung, dieses sei der Annäherung vorhergegangen, bloß auf falscher Erinnerung beruhe, ein solches etwa in ähnlicher Weise nach Goethe's Beitritt stattgefunden, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit, wogegen nichts gegen die Annahme spricht, die Metamorphose sei bei Goethe's Besuch am 31. Oktober 1790 zur Sprache gekommen, das Gespräch aber habe statt einer Annäherung eine grössere Entfremdung zur Folge gehabt.

Freilich ist die Art, wie Goethe's Bericht das Gespräch einleitet, nach falscher oder abgeblasster Erinnerung gebildet und auf die Darstellung desselben nichts zu geben. Auf dem Wege soll Schiller bemerkt haben, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne den Laien, der sich gern darauf einliesse, nicht anmuthen. Aber in der Gesellschaft erfolgten nur Mittheilungen des Direktors, die eben Antheil an der Sache und eine gewisse Kenntniss voraussetzten. Auf diese sehr verständige und einsichtige Bemerkung will Goethe erwidert haben, vielleicht bleibe diese Art den Eingeweihten selbst unheimlich, und es könne wohl noch eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Schiller habe dieses bezweifelt und nicht eingestehen wollen, dass eine solche Erkenntniss des lebendigen Wirkens der Natur, ihres Strebens aus dem Ganzen in die Theile schon aus der Erfahrung hervorgehe. Das war freilich ganz in Schillers Sinne, der schon 1787 Goethe und allen, welche sich mit der Entwicklung der Naturgesetze beschäftigten, eine stolze Verachtung jeder Speku-

lation und philosophischen Betrachtung Schuld gab, und bemerkte: »Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als dass man sich in leeren Demonstrationen verfinde. Die Idee kann gesund sein, aber man kann auch übertreiben«. Auch der schöne Brief, den Goethe im Februar 1789 unter der Ueberschrift »Naturlehre« in den »Merkur« einrücken liess und der Schiller schon wegen der von Knebel darin gefundenen Beleidigung anzog, konnte ihn nicht umstimmen, wie klar auch Goethe dort auf das strenge Auseinanderhalten der drei Naturreiche drang, deren Gipfel Krystallisation, Vegetation und animalische Organisation seien, und wie herrlich er auch mit dem bedeutenden Worte schloss: »Die Wissenschaft ist eigentlich das Vorrecht des Menschen, und wenn er durch sie immer wieder auf den grossen Begriff geleitet wird, dass das All nur ein harmonisches Eins, und er doch auch wieder ein harmonisches Eins sei, so wird dieser grosse Begriff weit reicher und voller in ihm stehen, als wenn er in einem bequemen Mysticismus ruhte, der seine Armuth gern in einer respektabeln Dunkelheit verbirgt«. Es war Schiller eben zuwider, dass Goethe immer von den Sinnen und der Erfassung der sinnlichen Erscheinungen ausging, nicht vom Geiste und der Spekulation. Erst später lernte er den »ruhigen Weg« schätzen, auf welchem dieser »in die Tiefe der Wissenschaften« gedungen.

Während des Gespräches kamen sie, so erzählt Goethe weiter, zu Schillers Hause, das an der Ecke des Markts und der Strasse unter dem Markte lag; die Lust, ihn über seine Zweifel aufzuklären, habe ihn hineingelockt. Goethe selbst wohnte im Schlosse und fast könnte man es auffallend finden, dass er Schiller von dort in die Stadt begleitete, da von einer sonstigen Absicht bei diesem Gange nicht die Rede ist. »Da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und liess mit manchen charakte-

ristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit grosser Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee‘. Ich stutzte, verdriesslich einigermassen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus »Anmuth und Würde« fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, dass ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe‘. Schiller, der weit mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der »Horen«, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustossen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlass zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich«. Die Schilderung ist keineswegs so anschaulich, wie sie bei lebhafter Erinnerung gerathen sein würde; auch zeigt sie Goethe gegen Schiller, dessen Schütteln des Kopfes freilich auch nicht sehr fein gewesen wäre, wohl in einem zu ungünstigen Lichte. Schiller zu seiner Ansicht herüberzuziehen, durfte er nach den Erfahrungen, die er bei andern mit seiner Metamorphose gemacht, kaum erwarten, am wenigsten diesen von der Wahrheit seiner symbolischen Pflanze zu überzeugen, die sich eben nur demjenigen ergeben kann, der sich von der Entwicklung der einzelnen Bildungen auseinander ganz durchdrungen hat, nicht einem in reiner Beobachtung der Naturerscheinungen ungewandten spekulativen Geiste. Und haben wir das Gespräch richtig dem 31. Oktober 1790 zugewiesen, so waren auch die Aeusserungen über die

Metamorphose keineswegs in einen hitzigen Streit ausgeartet. Dass Goethe, welcher so viele Jahre am Hofe gelebt hatte, den man seit der Rückkehr aus Italien in Folge der schiefen Stellung, in die er durch seine Verbindung mit der Vulpius gegen die Gesellschaft gerathen war, allgemein kalt und verschlossen fand, so heftig seine Ansicht gegen Schiller verfochten haben sollte, ist höchst unwahrscheinlich. Freilich an Lebensart und Lebensklugheit fehlte es auch Schiller später nicht, aber wir wissen, dass auch ihn die Leidenschaft zuweilen hinriss, und dass er bei seiner grossen Lebhaftigkeit es in besonnenem, gemessenem Benehmen, wo es darauf ankam, Goethe zuvorgethan, scheint uns doch eine überbescheidene Behauptung. Die Beziehungen auf die »Horen« und »Anmuth und Würde« ergeben sich nach unserer Annahme als ungehörig. Dass Schiller seine symbolische Pflanze nicht für eine Erfahrung halten konnte, sondern nur für einen diese überschreitenden Begriff, durfte Goethe gar nicht verstimmen, da dies nicht anders zu erwarten stand; freilich hatte dieser aus Kants Lehre im Jahre 1790 noch keine Studien gemacht, aber sie war ihm nicht ganz unbekannt, und er schrieb mit ihm dem Denkenden nur eine reflektirende discursive Urtheilskraft zu, jedenfalls war ihm der Weg der Beobachtung und Anschauung, den Goethe mit solcher rastlosen, von Stufe zu Stufe steigenden Ausdauer ging, ganz fremd, wenn er auch früher bei seinen physiologischen Untersuchungen einige Schritte darauf gewandelt war.

Ganz unglücklich, bemerkt Goethe, hätten ihn in diesem Gespräche Sätze gemacht, wie folgender: »Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, dass ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne«. Goethe erkannte in den einzelnen Erscheinungen eben die allen zu Grunde liegende Idee, nur insofern war

ihm seine Metamorphose eine wirkliche Erfahrung, kein Vernunftbegriff. Sonderbar ist es, wie er hiervon den Uebergang zu der durch dieses Gespräch vermittelten Verbindung mit Schiller gewinnt. »Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so musste doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan«. Eigentlich knüpft er an den Widerspruch ihrer Ansichten über denselben Satz das, wenn auch zunächst nur schwache Verlangen nach näherer Verbindung an. Das »jedoch« passt zum unmittelbar vorhergehenden Satze nicht, mag man es nun als bestreitend, beschränkend, vermittelnd, wie »doch«, oder nach älterm, auch noch bei Goethe sich findendem Gebrauche als den Gegensatz zurückweisend, wie »dennoch«, nehmen. Es bezieht sich eben nicht auf den letzten Satz allein, sondern auf die Folge des Gespräches, das den Gegensatz ihrer Anschauungen scharf hatte hervortreten lassen.

Höchst unklar knüpft sich hieran der Abschluss des Bundes; denn Goethe fährt unmittelbar darauf fort: »Schillers Anziehungskraft war gross, er hielt alle fest, die sich ihm näherten. Ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach zu den »Horen« manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniss; alle beiderseitigen Freunde waren froh; und so besiegelten wir, durch den grössten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat«. Der eigentliche Schritt zur Schliessung des Bundes bleibt hier im Dunkel, ja man könnte aus der Bemerkung, Schiller habe alle festgehalten, die sich ihm genähert, fast den Schluss ziehen, die Annäherung sei von Goethe's Seite

erfolgt in Veranlassung jenes Gespräches über die Metamorphose. Wir wissen, dass diese keinen Bezug auf die Schliessung des Bundes hatte, dass auch Gattin und Freunde keine Annäherung bewirkten, diese eben nur durch die Einladung zu den »Horen« nach langem persönlichen Fernstehen veranlasst wurde, wobei wir bemerken, dass Schiller schon fünf Jahre vorher die Hoffnung gehegt, durch die Herausgabe einer grösseren Zeitschrift mit Goethe in Verbindung zu kommen. Jetzt erst war es, wie es im »Märchen« heisst, an der Zeit; beide hatten sich gerade zur rechten Zeit gefunden, und sie bedurften keines weitem Einigungs- oder Festhaltungsmittels.

Vom November 1790 bis zum Juni 1794 fand keine Verbindung statt. Als Schiller im Januar 1791 nach dem Fieberanfälle, den er zu Erfurt erlitten, drei Tage in Weimar weilte, besuchte er den Hof, Wieland, Voigt u. a., nicht Goethe. Nach der Rückkehr befiel ihn eine andauernde Krankheit, an deren Anfang die von idealem Standpunkte ausgehende überscharfe Beurtheilung von Bürgers Gedichten erschien. Am 2. April ging er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Rudolstadt, von da nach Karlsbad und Erfurt, erst am 1. Oktober kehrte er nach Jena zurück. Mit Goethe stand er so wenig in Verbindung, dass Wieland in einer Theaterangelegenheit den Vermittler machte. Die Bühne, die optischen Untersuchungen und Geschäfte nahmen diesen ganz in Anspruch. Im Frühjahr 1792 traf er Schiller auf einem Spaziergange; denn auf diese Zeit muss das gehen, was Meyer am 31. März 1831 Eckermann erzählte: »Ich ging mit Goethe in dem sogenannten Paradies bei Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst miteinander redeten. Er hatte seinen »Don Karlos« noch nicht beendigt, er war eben aus Schweden zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe

dachte, er würde keine vierzehn Tage leben<sup>1</sup>, allein als er zu grösserem Behagen kam, erholte er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen«. Meyer kam erst im November 1791 nach Weimar, wo er Goethe's Hausgenosse war. Den nach seinen Bergen sich sehnenen Schweizer wird Goethe im nächsten Frühling nach Jena geführt haben, wo ihm freilich die Berge nur Hügel schienen. Wenn noch Palleske, der auch Meyers Bemerkung über Schiller willkürlich Goethe mit in den Mund legt, dieses Begegnen in den Mai 1794 setzt, so widerlegt sich dies schon dadurch, dass Meyer damals in Dresden war. Auch passt die Schilderung seines leidenden Zustandes nicht auf die Zeit nach der Rückkehr aus seiner Heimat, wo er sich in Stuttgart überraschend hergestellt hatte; im Frühjahr 1792, als er so lange nicht ins Freie gekommen, befand er sich viel leidender. Seltsamer, als der Irrthum, »Karlos« sei noch nicht vollendet gewesen, ist die Bestimmung, er sei eben erst aus Schweden zurückgekehrt, wo er nie gewesen; man könnte an eine freilich starke Verwechslung mit Schwaben denken, aber auch diese Bestimmung passt eben nicht.

Vom August bis Mitte December 1792 und vom Mai bis zum August 1793 war Goethe von Weimar fern. Ende April 1793 hielt er sich einige Tage in Jena auf, wo Schiller in seinem Gartenhause wohnte und von der rauhen Witterung litt. Auch damals sahen sie sich nicht. Als Goethe vom Rheine zurückkehrte, war Schiller nach Schwaben

---

<sup>1</sup> Am 20. December 1829 lässt Eckermann Goethe sagen, als er Schiller zuerst kennen gelernt, habe er geglaubt, er lebe keine vier Wochen. Das ist jedenfalls irrig; weder im Jahre 1788, wo Goethe ihn zuerst sah, noch 1790 war Schiller so krank; nur von diesem zufälligen Begegnen im Frühling 1792 kann es gelten. Auch sonst führen die Aeusserungen Goethe's in den Gesprächen mit Eckermann häufig irre.

abgereist. Erst die Einladung zu den »Horen« führte zu dem einzigen Bunde. Wie wenig treu Goethe's Gedächtniss in Bezug auf seine erste Anknüpfung mit Schiller war, ergibt sich daraus, dass er weder des Einladungsbriefes, noch des ersten Besuches in Jena mit dem so bedeutenden Gespräche, noch des vierzehntägigen die Geister voll gegeneinander öffnenden Zusammenlebens in Weimar gedachte; nur das Gespräch über die Metamorphose lag ihm noch im Sinne. Dieses hatte er schon am 1. Oktober 1815 gegen Boisserée erwähnt, aber nur mit der unbestimmten Zeitangabe: »Als ich nachher [nach der Rückkehr aus Italien] Schiller in Jena sah«. Goethe soll damals das Gespräch oder vielmehr Schillers Ausruf: »Das ist eine Idee!« als Veranlassung seiner eigenen Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie bezeichnet haben, die er sich durch Reinhold habe vortragen lassen. Leider ist Boisserée's ganzer Bericht nicht in allen Einzelheiten zuverlässig und genau, da ihm das Gedächtniss bei der Niederschrift nicht ganz getreu war.

